

Himmels-
Schlüsselchen



für liebe

Kinderhände.

Dinglingen (Baden)
Verlag der St. Johannis-Druckerei.

1256

Unserem lieben Kinde
im kleinen Adolphs-Kinderkranke.

In zärtlicher Liebe
Gefährter Schreiber.

Tuningen, Januar 1928.

do d

135
2625

Himmels-
Schlüsselchen



für liebe

Kinderhände.



Dinglingen (Baden)
Verlag der St. Johannis-Druckerei. [± 1870]

Text und Illustrationen von
Clara Burchardt.

HIM 30125

INTERNATIONALE
JUGEND MÜNCHEN
BIBLIOTHEK

Himmelschlüsselchen.

Den Frühlingshimmel sie erschließen,
Die Primeln goldig, lieb und schön,
Von allen Wiesen her sie grüßen,
Die auf dem Weg vorübergehn.

Vom Lenzeshauch bewegt, sie nicken
Und winken freundlich jedem Kind,
Die goldnen Schätze sich zu pflücken,
Die doch so frisch und duftig sind.

* * *

Auch dieses Buch, es möchte sein
Ein kleines Himmelschlüsselein,
Um euch den Frühling zu erschließen,
Der ewig währt, wo goldenreich
Und unverwelklich auch zugleich
Die herrlichsten der Blumen sprießen.

O tretet ein ins Paradies
Und sucht, so werdet ihr gewiß
Der holden Blüten viele finden,
Ihr lieben Kinder, und mit Fleiß
Dem Heiland dann, zu Lob und Preis,
In einen ew'gen Kranz sie winden!

Meine Freude.

Sab' nicht Bruder noch Schwesterlein,
Aber viel liebe Blümelein;
Sab' sie gepflanzt mit eigener Hand
In meinem Gärtchen, in gutes Land.
Habe so lieb sie wie Kinderlein,
Pflege sie treu wie ein Mütterlein.

Abends, sobald die Sonne gegangen,
Sobald sie lassen die Köpfelein hangen,
Komm' ich geschwind, sie zu begießen,
Daß immer neue Knospen sprießen;
Halte die Beete von Unkraut stets rein,
Darf mir nicht Käfer noch Schnecke hinein.

Die welken Blüten all schneid' ich weg,
Sie in die Erde hinein versteck'.
Mein erster Gang an jedem Morgen
Gilt meinen Blumenkinderlein;
Recht treu und gut sie zu besorgen,
Soll täglich meine Freude sein.

Und die schönsten Blüten, die ich hab',
Brech' meinem Herzensmütterchen ich ab;
Sie liebt ja so sehr auf ihren Tisch
Ein Sträußchen von Blumen, duftend und frisch,
Und sagt so lieb, daß ihr von allen
Stets meine Blümchen am besten gefallen,
Und küßt mich und sagt: „Du, mein Blümelein,
O bleib nur immer so fromm und rein!“



Meine Freude.



Märzenveilchen.

„Da steh' ich allein in Schnee und Wind,
Bebend vor Kälte, ich armes Kind!
Gestern noch schien die Sonne so mild,
Da sammelt' ich Veilchen im grünen Gefild.“

Ich band viel Sträußchen duftig und schön,
Doch ach, kein Auge scheint sie zu sehn!
Die reichen Damen, die Herren fein,
Gar niemand kauft sich ein Sträußchen ein.

Sie rennen vorbei in großer Hast,
Manch einer warf mich zu Boden fast;
Ach, lieber Gott! Du siehst meine Not,
Zu Hause ist ja kein Stückchen Brot.

Wie kann ich denn heim, so arm und leer?
Dies Leid, o Gott, ich ertrag's nicht mehr!
Ich kann's nicht sehen, mir bricht's das Herz,
Der Mutter Sorge, der Mutter Schmerz."

* * *

„Was stehst du denn da, du armes Kind?
Zitternd und bleich in Schnee und Wind?
Komm, trag mir die Beilchen doch gleich nach Haus,
Ich spähte schon lange nach welchen aus.“

Da ward vergessen in kurzer Zeit
Der herbe Kummer, das tiefe Leid;
Heim eilte das Kind mit Geld und Brot.
Gott hatt' es errettet aus seiner Not.

„Wohlthaten und mitzuteilen vergesset nicht; denn solche Opfer
gefallen Gott wohl.“ Hebr. 13, 16.

Habe Mitleid und Erbarmen,
Sei nicht grausam, sei nicht hart
Mit Geringen und mit Armen.
Laß sie liebevoll und zart
Gaben deiner Hand empfangen,
Trost aus deinem Munde hör'n;

Auf ihr Bitten und Verlangen
Achte teilnahmvoll und gern.
Liebe deine armen Brüder,
Laß ihr Schmerz der deine sein;
Suche, wie du immer wieder
Sie kannst trösten und erfreun.



Das Sonntagskind.

Heut ist dein erster Ferientag,
"Ich frag' mich, was nun werden
mag;
Mein Georg, sag', was willst du schaffen?"

Und wo ein wenig Geld erraffen?
Du weißt es ja, mein liebstes
Kind,
Wie arm wir alle beide sind.

Willst du dich nicht zur Stadt begeben?
Dort ist ja gar ein ander Leben
Als auf dem Land, wo jedermann
Sich irgend selber helfen kann.“

„Hast recht,“ der Junge freundlich
spricht,
„Gern geh' ich nicht, geh' nur aus
Pflicht,
Vielleicht werd' ich schon Arbeit finden,
Ich will mich mühn, mich drehn und
winden.“

„So geh' mit Gott; Er schütze dich,
Begleite dich mit Seinem Segen.
Nur weiche nie von Seinen Wegen,
Dann hilft Er dir auch sicherlich.“

Er nahm die Mütze aus dem Schrank.
Und waren ärmlich auch die Kleider,
War sein Gesicht doch froh und heiter,
Der ganze Georg frisch und blank.

Nach einer halben Stunde hatt'
Der Junge schon erreicht die Stadt.
Er wandert tapfer durch die Straßen,
Doch schweren Herzens, wie verlassen.

„Wo soll ich mich nun wenden hin?
Es kommt mir gar nichts in den
Sinn.

Wenn ich nur wüßte, wie's anfangen,
Zu einer Arbeit zu gelangen.“

Da steht ein Herr, ihm ist so heiß,
Er wischt sich vom Gesicht den Schweiß.
„Na, kleiner Bursche, möcht' dich fragen,
Willst du vielleicht den Koffer tragen?
Nur bis zur Bahn, 's ist nicht sehr
weit,
Sag, hast du Lust und hast du Zeit?“

Gar bald ist die Station erreicht.
„Ja gelt, die Last, sie war nicht leicht;
Doch sieh, da hast du einen Franken;
Schon gut, du brauchst mir nicht zu
danken.“

„Was hab' ich heute für ein Glück!“
Er nimmt den Weg zur Stadt zurück.
„Gewiß, weil ich ein Sonntagskind,
War mir der Herr so gut gesinnt.“

Noch manche Gasse läuft er ab,
Und niemand was zu tun ihm gab.
Schon will entsinken ihm der Mut,
Da kommt es aber nochmals gut.

Vor einem Hause steht ein Mann,
Hat eine weiße Mütze an,
Blickt spähend aus nach allen Seiten,
Der sah den Georg schon von weitem.

Und neben ihm am Boden lag
Ein großer Holzstoß; doch wer mag
Es ihm hinein zum Hofe tragen?
Ich glaub', der Georg wird es wagen.

„Wo kommst du her, wo willst du
hin?

Hast was zu schaffen du im Sinn?
Dann trag' mir flink das Holz hinein,
Der Lohn soll wie die Leistung sein.“

Und lang besinnt sich Georg nicht,
Gar freudig leuchtet sein Gesicht.
Er greift mit beiden Händen zu
Und gönnt sich weder Rast noch Ruh'.

Der Bäcker steht am Fenster drin
Und schaut mit Wohlgefallen hin:
„Wie ist der Junge flink und schnelle,
Hat bald das Holz an rechter Stelle.“

Behäbig in der Küchentür
Die Meisterin erscheint: „Kannst mir
Das letzte Holz gleich hierher tragen,
So muß ich mich nicht selber plagen.“

Und einen Korb so voll und schwer,
Trägt keuchend er sofort daher.
„Schon recht, schon recht, du kleiner
Mann,
Doch streng nur nicht zu sehr dich an.

Komm, setz dich, mußt nun auch was
essen.“

Die gute Frau holt unterdessen
Ein riesig groß Stück Kirschenkuchen,
Spricht lachend: „Da, willst auch
versuchen?“

Und schmunzelnd Georg es beschaut.
„Bergelt's Gott,“ sagt er, doch er traut,
So sehr's ihn lockt, nicht zuzulangen.
„Was gibt's? warum nicht gleich an-
fangen?“

Was guckst mich an? wann willst be-
ginnen?

So is es doch, was tust du finnen?“
„Ach gute Frau, ich möcht's aufheben
Und meiner armen Mutter geben;
Sie hat nur mich, sie zu erfreun,
Drum darf ich auch kein Opfer scheun.“

„Hast recht, die Mutter so zu ehren
Und ihr zulieb was zu entbehren.
Gib her das Stück, ich pack' dir's ein,
Doch hungrig wirst du dennoch sein.

Hier, is den Teller Suppe aus,
So kannst du neugestärkt nach Haus.“
Zum Laden kehrt sie gleich zurück,
Legt heimlich dann ein zweites Stück
Zu Georgs schönem Kirschenkuchen.
„Gewiß, er muß ihn auch versuchen.“

Ihr nach kommt gleich der Bäcker schon;
„Da, Junge, bring' ich dir den Lohn.
Sag an, ist recht er, oder nicht?“
Schaut lächelnd Georg ins Gesicht.

In einem duft'gen Weißbrotwecken
Sah er noch einen Franken stecken.

Da steht er auf und dankt bewegt;
Der Meister dann die Hand ihm legt
Auf seinen Lockenkopf und spricht:
„Ich glaub', es wär' so übel nicht,
Kämst du die ganze Ferienzeit
Zu uns herüber, 's ist nicht weit.
Zu helfen gibt es stets etwas,
Ich seh's, die Arbeit macht dir Spaß.
Der Meisterin, der wär's auch recht,
Hätt' stets für einen kleinen Knecht
Geschirr zu waschen, Gänge machen
Und hundert andre kleine Sachen.
Trägst täglich noch zwei Franken heim.
Nun, wirßt du einverstanden sein?“

„Daß heute solch ein Glück mir grünt!
Hab' Eure Güte nicht verdient.
Wie kann ich Euch g'nug dankbar sein!
Wie wird sich meine Mutter freun!“

So spricht Georg, erfüllt vom Glück,
Und eilt zur Mutter gleich zurück;
Er blickt nicht hin und blickt nicht her,
Sein großer Paß dünkt ihn nicht schwer.

Er will den Kuchen erst verstecken
Und zeigt der Mutter nur den Becken.
„Ach Kind, schon wieder da? Ich
dacht',
Du kommst mir nicht zurück vor Nacht!
Wiel Hast du in den vielen Stunden
Gar keine Arbeit denn gefunden?“

„O sei nicht bang, mir ging es recht,
Geh' täglich nun zur Stadt als Knecht;
Ein Bäcker, dem ich Holz getragen,
Will es vier Wochen mit mir wagen.
Mein Taglohn ist, hätt's bald ver-
gessen,
Zwei Franken und genug zu essen.

Und endlich, Mutter, diesen Knauf
An meinem Taschentuch mach' auf,
Hab' ehrlich es verdient mir,
Doch will ich's gerne schenken dir.“

„Zwei Franken! ist es möglich, sag,
In einem kurzen halben Tag!“
Und dann — wie leuchtet hell sein
Blick,
Erzählt' ihr Georg all sein Glück.

Die Mutter faltet stumm die Hände,
Nur eine Träne fiel am Ende
Ihr aus dem Aug', und fest umschlingt
Sie tiefgerührt ihr Sonntagskind.

„Gott sei gelobt! Das ist Sein Walten.
Er will uns helfen, uns erhalten.
Gedenkt nicht unsrer Sündenschuld,
Deckt sie mit väterlicher Huld.
Bergibt sie uns um Jesu willen,
Lut unsre Not und Kummer stillen.
Drum sei Ihm unser ganzes Leben
Und alle Sorgen übergeben!“



Lenzesfreuden.

Lenzesfreuden.

D wie freun sich Hollands Kinder,
Wenn vorbei der lange Winter,
Wenn der Schnee an allen Orten
Endlich ist zu Wasser worden!
Lustig wie die Vögelein
Flattern sie nun aus und ein,
Freun sich an der grünen Au,
An des Himmels lichtem Blau,
Baden sich im Sonnenschein,
Sauchzen in die Luft hinein.

Doch im Häuschen auf dem Hügel,
Wo die Windmühl' ihre Flügel
Fröhlich läßt im Kreise drehen,
Die nur selten stillestehen,
Liegt des Müllers kleiner Jochen
Leider krank schon viele Wochen,
Sehnt vergebens sich hinaus
An die Sonne vor das Haus.
Mutter sagt: „Du armes Kind!
Ist noch viel zu rauh der Wind,
Mußt noch fein geduldig warten,
Bis in Feld und Wald und Garten
Alle Bäume blühn und grünen
Und der Sommer ist erschienen;
Bis dich macht zur guten Stund'
Einst der liebe Gott gesund.“

Doch derweil am Wiesenbord
Blühen am verborgnen Ort
Ganz im Grünen schon ein Weilchen
Still vergnügt die ersten Weilchen,

Unterm Weißdorn halb versteckt,
Niemand hat sie noch entdeckt.

Kommen da drei Kinderlein,
Singen, springen, lachen, schrein,
— Um die Weilchen ist's geschehn —,
Weil auf einmal still sie stehn;
Denn die reine Frühlingsluft
Ist gewürzt mit ihrem Duft.
Unter Jubeln, Suchen, Bücken
Geht es emsig an das Pflücken,
Bis die Hände alle voll.
„Ei, wer kriegt die Weilchen wohl?“

Hier ist guter Rat nicht teuer,
Liegt doch krank ihr kleiner, treuer,
Armer Freund am Hügel drüben,
Der ist nicht vergessen blieben.

Fort im Sturme, Hand in Hand,
Wurde nun drauflos gerannt,
Bis der Atem fast ausgeht,
Bis man an der Türe steht.
O wie tut im Krankenzimmer
Doch so wohl des Lenzes Schimmer,
Wenn nach langer Winternacht
Frisches Leben, Frühlingspracht,
Blumenduft und frohe Herzen
Trocknen Tränen, stillen Schmerzen!
Und dann, was die Liebe beut,
Mehr als alles noch erfreut.



Gnade für Recht.

D weh, du armes Mäuslein!
Geschlossen ist das Häuslein,

Da kommst du nimmermehr heraus,
Die goldne Freiheit, die ist aus.

So geht's, wenn man sich selbst vergift,
Und wenn man ungehorsam ist.
Die Mutter sprach: „Trau nicht dem
Schein
Und geh mir nicht zum Speck hinein,
Sonst schlägt mit lautem Knalle
Auf einmal zu die Falle.“

Doch 's Mäuslein wollt' nicht hören,
Die Lust tat es betören,
Vergeblich war das Warnen,
Es ließ sich doch umgarnen.

Nun hilft kein Schrein noch Zittern,
Kein Nagen an den Gittern,
Von Eisen das Gefängnis ist,
Es spottet der Gewalt und List.

Doch sieh, die Tante hat gehört,
Daß sich ein Mäuslein eingesperrt.
Sie kommt und fleht: „O lasset mir
Ein wenig noch das kleine Tier;
Ich hab' schon lang gewartet,
Ein Mäuslein, gut geartet,
Zum Malen zu bekommen;
Nun ist die Müß' benommen.

Ich geb' ihm was zu essen,
Will sehn, wie es kann fressen;
Seht, wie geschickt das Brötchen
Es nimmt in beide Pfötchen,
Und mit den Zähnen wie geschwind
Knuspert und beißt das Mäusekind.

Raum fertig mit dem Naschen,
Seht, seht, wie sich's tut waschen!
Es pußt sich mit den Tägchen
So niedlich wie ein Rätzchen
Und ist mit Blitzeschnelle
Gleich sauber, blank und helle.
Vielleicht — man kann's nicht fragen —
Tut auch der Durst es plagen;
Ein kleines Schälchen hab' ich fein,
Wir schieben's ihm durchs Gitter ein.
Wir wollen einmal gucken,
Ob es die Milch kann schlucken.
Ei seht, wie's herzig lecket
Und mit dem Zünglein schlecket,
Wie rasch es sich bewaget
Und aus den Teller seget.
Wie ist das Mäuslein zierlich,
Anstellig und manierlich;
Wir wollen's doch nicht kränken
Und ihm die Freiheit schenken.
Wir wollen's doch nicht töten;
Was ist denn das vonnöten?
Was hat es denn verbrochen?
Es hat den Speck gerochen,
Und da mit einem Male
Geriet es in die Falle.
O laßt doch an dem Armen
Uns üben ein Erbarmen!
Da trugen sie's hinaus aufs Land
Und ließen's fröhlich springen.
O glücklich, wem ein Herz gesandt,
„Gnade für Recht“ zu bringen!



Beim guten Hirten.

D lieber Heiland, sage Du,
Wie komm' ich einst zur ew'gen Ruh'?
Wie kann ich schon auf Erden
Gut und gehorsam werden?
Und schon jetzt in dieser Zeit
Leben stets in Glück und Freud'?

„Alles kannst du gerne haben,
Und die schönsten, besten Gaben
Werd' umsonst Ich schenken dir,
Wenn, Mein Kind, du folgest Mir.“

„O wie bist Du gut und lieb,
Mein Herr Jesus, bitte, gib,
O gib mir Deinen Frieden,
Damit ich schon hienieden
In Dir lebe, in Dir bleib',
Nicht Lust noch Leid mich von Dir treib'“

„Nun, so gib Mir deine Hände,
Laß dich führen bis ans Ende;
So nur wirst du feste stehn
Und auf rechten Wegen gehn.

Doch die Sünde mußt du fliehen,
Hassen sie und dich bemühen,
Rein und sanft und still zu sein,
Alle Menschen zu erfreun.

Doch, Ich weiß, in deinem Herzen
Wohnt die Sünd' und macht dir Schmerzen,
Die nur Ich dir heilen kann,
Darum blicke Mich nur an.

Aus dir selbst, soviel du ringest,
Doch nichts Gutes du vollbringest,
Ich nur kann dir geben Kraft,
Welche Wunder in dir schafft,

Daß du schon allhier auf Erden
Meinem Bild kannst ähnlich werden;
Aber beten immerzu,
Beten, liebes Kind, mußt du.“



Mein Böglein.

Mein Vöglein.

Wollt ihr sehn mein Vogelnestchen,
Wie's im Grünen ganz versteckt,
Von den blüh'nden Rosenranken
Wunderschön ist überdeckt?

Wollt ihr drin mein Vöglein schauen
Mit den Auglein hell und klar,
Mit dem Schnäbelchen, dem kleinen,
Mit dem blonden Ringelhaar?

Zwar hat es nicht Flaum noch Federn
Und auch keine Flügelein,
Drum kann's auch nicht fort uns fliegen,
Bleibt im Nestchen warm und klein.

Friedchen heißt mein herzig Vöglein,
Und mein herrlichster Genuß
Ist es, stets bei ihm zu weilen,
Wenn die Mutter schaffen muß.

Jeden Tag ist neu die Freude,
Wenn ich alle Hände voll
Garten-, Feld- und Wiesenblumen
Meinem süßen Vöglein hol'.

Wenn ich lange Blütenketten
Ihm ums weiße Nestchen wind',
Duft'ge Sträußchen, grüne Kränzchen
Stets aufs neu zum Spielzeug bind'.

Jauchzend reißt es dann die Blätter
Und die Blumen alle ab,
Doch dann küß' ich nur mein Friedchen,
Weil ich gar so lieb ihn hab'.

Und am Abend, wenn es dunkelt,
Wenn die Sonne nicht mehr scheint,
Wird mein Vöglein endlich müde,
Und vor Schlaf es leise weint.

Dann nehm' ich's in meine Arme,
Trag es gleich ins Haus hinein,
Zärtlich legt's die Mutter schlafen:
„B'hüt dich Gott, lieb Vüblein mein!“

Und sie betet: „Lieber Heiland,
Segne doch mein Kindchen Du,
Mach's zum Schäflein Deiner Weide,
Deck's mit Deinen Flügeln zu!“



Eine Puppengeschichte.

Liebe Mutter, sieh mal her,
"Meine beiden Kinder;
Räthchen lieb' ich gar so sehr,
Hildegard nicht minder.

Aber mußt du nicht gestehn,
Daß die beiden Schwestern
Gar zu sehr verschieden sind?
Dies merkt' ich schon gestern,

Als zum Fest mir Großmama
Das schöne Räthchen brachte.
O wie ist die Hildegard
Hüßlich doch, ich dachte.

Darum tat ich auch sogleich
In den Schrank sie sperren,
Denn nicht sollt sie weiter mir
Den Geburtstag stören.

Darum wollt' ich eben dich,
Liebe Mutter, fragen,
Ob ich dürft' die Hildegard
Zur kranken Tina tragen.

Sie, die keine Puppe hat,
Wird sich sicher freuen;
Freuen dieser alten da,
Wie ich mich der neuen."

„Das ist schon recht,“ die Mutter spricht,
„Der Armen zu gedenken,

Mein liebes Töchterlein, doch nicht
Sollst du nur das verschenken,
Was abgegriffen, alt und schlecht,
Es muß doch sauber sein und recht.

Zwar ist die Hildegard so übel nicht,
Noch ganz sind ja so Hände als Gesicht,
Sieht man den Kleidern auch das
Alter an,
Man schön sie waschen und dann
bügeln kann.

Das Haar, ach ja, das sieht recht
traurig aus,
Gelockt ist es nicht mehr, nur wild und
kraus,

Doch wenn es ausgekämmt und kurz
geschnitten wird,
Mit einer roten Schleife noch verziert,
So wird die Puppe wieder niedlich sein
Und wird erfreun das arme Tinelein."

„Mütterchen, wie du so fein
Alles aus kannst denken;
Nun erst kann ich recht mich freun,
Hildegard zu verschenken.

Streife gleich die Kleider ihr
Von dem Leib herunter;
Gibst du etwas Seife mir,
Wasch' ich schnell und munter.



Hänge an der Sonne auf
 All die nassen Sachen;
 Mit dem Bügeleisen drauf
 Will ich glatt sie machen."

Am Waschfaß steht Mariechen nun
 Und läßt die Hände nicht mehr ruhn;
 Im Seifenschaum sind sie versteckt,
 Die Arme auch halb zugedeckt.

Die Sonne scheint ihr ins Gesicht,
 Vor lauter Eifer merkt sie's nicht.

Der Pflicht ist sie sich wohl bewußt,
 Die Arbeit tut sie voller Lust.

* * *

Trübselig sitzt im Dämmerchein
 Die arme Tina ganz allein.
 Die Mutter schafft in der Fabrik
 Und kommt so lange nicht zurück.

Wie wird dem Kind die Zeit so lang,
 Das arme Herzlein, ach so bang!
 Die Augen matt und tränen schwer,
 Das Leid, es drückt auch gar zu sehr.

Nun nimmt's die Zuflucht zum Gebet;
 Die Hände faltet's, leise fleht's:
 „O lieber Heiland, Herr, mein Gott,
 Erbarme dich doch meiner Not!
 Ich bitt' Dich, sende mir doch Du
 Zum Troste einen Engel zu.“

Es klopft. Wer mag denn das nur sein?!
 Erschrocken ruft das Kind: „Herein!“
 Von goldnen Locken süß umwallt,
 Steht vor ihm eine Nichtgestalt.

Die bringt ihm — Tünchen faßt es kaum,
 Greift an die Stirn; ist es kein Traum? —
 Ach, eine Puppe, schön und groß
 Und reizend, sitzt in seinem Schoß.

O welch ein sel'ger Augenblick!
 Bald weinen beide still vor Glück;
 Mariechen dünkt das Geben süß,
 Das Nehmen aber scheint gewiß
 Das schönste, was seit vielen Jahren
 Dem armen Tünchen widerfahren.



Das mitleidige Elfchen.

In einem sehr kleinen Städtchen gab es eine Apotheke. Doch weil das Städtchen eine Tramverbindung mit der großen Stadt bekommen hatte, so hatte der Apotheker viele seiner

Kunden verloren, und seine Einnahme war gar bescheiden geworden. Er besaß aber eine liebe, sparsame Frau und hatte bloß ein einziges Kind. Die kleine Elfriede war 6 Jahre alt, aber

weil sie eine so feine, zarte Gestalt und ein so weißes, durchsichtiges Gesichtchen hatte, wurde sie nur Elfe oder Elfschen genannt. Sie war der einzige Schatz ihrer guten Eltern und machte diesen durch ihr Betragen niemals Not oder Sorge. Aber Elfschens Herzchen war etwas zu weich und riß sie stets mit, wo irgendein Glend zu sehen war. Für dieses hatte sie gar scharfe Augen. Kam sie mit ihrem Vesperbrot auf den Spielplatz und sah ein Kind mit leeren Händen und verlangenden Augen, sink eilte sie auf dasselbe zu und reichte ihm ihr Brot. So trieb sie's auch mit ihrem Spielzeug; alles wanderte den Weg des Verschenkens. So gehorsam das Kind sonst war, in diesem Stück halfen alle mütterlichen Ermahnungen nichts. Sogar ihre Weihnachtspuppe, ihre größte Freude, von Mütterchens Händen sorgsam bekleidet, war nur kurze Zeit in ihrem Besiz gewesen. Als die ersten Schneeglöckchen zu läuten anfangen und den Frühling verkündeten, trug Elfriede ihre Puppe im himmelblauen Kleidchen glücklich zur nahen Wiese, wo sie von ihren Gespielinnen der Reihe nach bewundert wurde. Da bemerkte sie, wie ein armes Mädchen, Linchen hieß es, dürrftig gekleidet, im Hintergrund stehenblieb, und wie sein Gesicht einen gar traurigen Ausdruck hatte. Elfriede ging auf sie zu und fragte: „Hast du auch eine Puppe?“ Das Kind schüttelte den Kopf. „Was hast du denn zu Weihnachten bekommen?“ „Nichts,“ gab ein andres Mädchen zur Antwort. „Ihre Mutter ist gar arm und hat noch drei Kleine. Wir wohnen im selben Haus.“ Nach diesen Worten hob Linchen ihr fadenscheiniges Schürzchen in die Höhe, drückte es auf die Augen und fing herzbrechend an zu weinen. Das konnte die kleine Elfriede nicht ertragen. Auch ihr stiegen die Tränen

auf, aber dem Mitleid folgte auch gleich die Tat. „Weine nicht mehr,“ sagte sie, „ich schenke dir meine Puppe. Sie heißt Célestine und ist sehr lieb; du mußt sie aber nicht schmutzig machen.“ Linchens Tränen verstiegen in einem Augenblick, und freudige Röte trat auf ihre schmalen, blassen Wangen. Wie verzückt nahm sie die schöne Puppe in ihre Arme und brachte vor lauter Glück und Verwunderung kein Dankeswörtchen hervor. Wie auf Flügeln eilte sie nach Hause, wo sie die vier steilen Treppen zu ihrer armeneligen Dachwohnung hinaufstürmte. Elfe dagegen begab sich etwas schweren Herzens, die leeren Hände auf dem Rücken verbergend, nach Hause. Ihre geliebte Célestine nun für immer verloren zu haben, stimmte sie doch etwas wehmütig. Vor Schelte fürchtete sie sich nicht, war doch ihre Mutter eine gar sanfte, gute Frau. „War es dir zu kühl draußen, Elfschen,“ fragte sie, „daß du schon wieder nach Hause kommst?“ „O nein,“ antwortete das Kind, „aber ich hatte keine Freude mehr auf der Wiese, ohne Célestine.“ „Hast du denn die Puppe nicht mit hinausgenommen?“ „Das wohl, aber ich habe sie dem armen Linchen geschenkt. Es hat nichts zu Weihnachten bekommen, denn sie haben noch drei Kleine.“ „Aber Kind!“ rief die Mutter, „es ist doch schrecklich! Mußt du denn auch alles, alles herschenken! Kann man dir denn keine einzige Freude machen!“ „Doch, Mütterchen, gewiß, als ich Linchen die Puppe gab und es ganz rot wurde vor Glück, da hatte ich eine ganz große Freude.“ „Ja, aber du hättest doch können sagen, du wollest zuerst deine Mutter um Erlaubnis fragen. Warum tatest du denn das nicht?“ „Ach, daran habe ich nicht denken können, es ging ja viel zu rasch. Als Linchen so weinte und schluchzte, da tat es mir so arg

weh hier auf der Brust, ich konnte es nicht mehr aushalten. So gab ich ihm eben ganz schnell die Puppe.“ Die Mutter brachte es nicht übers Herz, ihr weichherziges Töchterchen zu schelten, sie sagte bloß: „Nun mußt du eben wieder mit deiner alten Leni spielen, denn ich kann dir keine neue Célestine verschaffen.“ Elfriede machte ein nachdenkliches Gesichtchen, dann aber schlang sie die Arme um der Mutter Hals und flüsterte ihr ins Ohr: „Nun will ich dich immer erst fragen, bevor ich etwas wegschenke.“

Der Monat Mai war gekommen, aber er ließ sich zu Anfang noch recht unfreundlich an. Am ersten Sonntag desselben spielten die Kinder des Städtchens auf dem Marktplatz, da die Wiese von den vielen Aprilregen noch zu naß war. Elfriede trug ihr wollenes Winterkleidchen und überdies noch ein gutes, warmes Tuch darüber. Auch die andern Kinder waren warm bekleidet, bis auf ein kleines Mädchen, das seine Händchen mit seiner dünnen, baumwollenen Armelschürze umwickelte, unter der ein recht fadenscheiniges Röckchen sichtbar wurde. Es sah den spielenden Kindern bloß zu und entfernte sich nach einiger Zeit langsamen Schrittes. Als Elfriede dies bemerkte, ließ sie die Hände ihrer Gespielinnen fahren und ging dem Mädchen nach: „Mariechen, warum gehst du schon heim? Friert es dich an die Hände?“ „Überall,“ war die Antwort. „Hast du denn kein warmes Kleid zu Hause und kein Tuch?“ „Nein, Vater kann mir keines kaufen, er braucht das Geld für Wein.“ „Seit wann hast du keine Mutter mehr?“ „Seit einem Jahr.“ „Ach wie bist du zu bedauern!“ „Ja, du hast es besser, hast Vater und Mutter und warme Kleider.“ „Würdest du gern

mein Röckchen haben? Dann würdest du nicht mehr frieren.“ „Ja, schon, aber dann hast du keins mehr.“ „Doch, ich hab' noch ein altes, und das gibt auch warm.“ Über diesen Gesprächen waren sie in ein abgelegenes Gäßchen geraten. Elfriede zog mit großem Eifer Tuch und Kleid ab und gab es dem armen Mariechen. Sprachlos stand dieses da, die kostbaren Stücke auf dem Arm. Elfriede aber, im Unterrockchen, das Herz geschwellt von dem großen Glück des Schenkens, rannte, ohne sich umzusehen, so rasch wie möglich nach Hause. Der Wind fuhr kalt und rauh um ihren nackten Hals herum, aber sie fühlte es nicht. „Lieberes Kind, wie kommst denn du wieder daher! Wo blieben deine Kleider?“ So rief ihr die Mutter entgegen, als sie feuchend vom raschen Lauf ins Zimmer trat. „Mariechen Müller fror so arg; ich kann ja das alte, blaue Kleid wieder anziehen.“ „Ach Kind, wenn du nun krank wirst, dann bist du selbst schuld daran. Dann straft dich der liebe Gott für deinen Ungehorsam. Hattest du mir's doch versprochen, nichts mehr ohne meine Erlaubnis zu verschenken.“ Else brach in Tränen aus, es war ihr nun gar nicht mehr schön zumute. „Bete mit mir, lieb Mütterchen, daß der Heiland mir verzeihen und mich nicht strafen möge. Ich will es nun gewiß nie, nie mehr tun!“ Und das Gebet wurde erhört, denn Elschens Reue war aufrichtig.

* * *
Als Elfriede mit zwanzig Jahren Waise geworden, widmete sie sich der Krankenpflege. Überall, wo sie diente, war die „barmherzige Schwester“ gern gesehen und sehr beliebt. War sie doch eine demütige Marthaseele, mit einem frommen, hingebenden Mariensinn.



Erbarmend Herzlein.

Böglein, kannst du nicht mehr fliegen?
 Mußt nun auf der Erde liegen?
 Kannst dich denn nicht mehr bewegen?
 Deine Flüglein nicht mehr regen?
 Nie mehr in die Luft dich schwingen?
 Nie mehr frohe Lieder singen?
 Bist du wirklich denn schon tot?
 Siehst nicht mehr das Abendrot?
 Pocht dein kleines Herz nicht mehr?
 Sag, wie kamst du denn daher?
 Bist wohl aus dem Nest gefallen?
 Starbst verlassen hier von allen?
 Komm, ich will nach Haus dich tragen,
 Deinen frühen Tod beklagen,
 In des Gartens stillster Ecke

Will bei der Zypressenhecke
 In die kühle Erd' dich senken,
 Oftmals noch an dich gedenken.
 Will ein Grabmal dir errichten
 Und darauf ein Verslein dichten:
 „Liegt ein Böglein hier begraben,
 Eltern es verlassen haben;
 Kam ein Kind dahergerannt,
 Sterbend es am Wege fand,
 Trug es liebend in den Armen
 Heim und legt' es voll Erbarmen
 In ein Bettlein, weich von Sand,
 Deckt' es zu mit eigner Hand,
 Überstreut's mit Blümelein.
 Schlafe wohl, arm Böglein!“



Abendgebet.

Ich lege mich zum Schlafe nieder,
Herr Jesus, bleibe Du bei mir;
Erquickte meine müden Glieder
Und sprich Du: „Friede sei
mit dir!“

Hüll mich in Dein Erbarmen ein,
Wasch mich mit Deinem Blute rein,
So schlaf' ich, ohne Sorg' und Harm,
Sanft wie ein Kind im Mutterarm.
Amen.

Morgengebet.

Vergangen ist die dunkle Nacht,
Bom heil'gen Engel treu bewacht,
Hab' ich geschlafen bis am Morgen
Gar sanft und süß und ohne Sorgen.
O lieber Heiland, nimm dafür
Viel Lob und Preis und Dank von mir!
Durch diesen Tag wollst Du mich führen
An Deiner Hand und mich regieren
Mit Deinem guten Heil'gen Geist,
Der mir den Weg zum Himmel weist.
Du wollst auch heute vor Gefahren
Mir Leib und Seele wohl bewahren
Und mir ein neues Herze schenke,
Das Dich nicht mehr durch Sünde kränke.
Amen.



Marienkäferlein.

Möcht' auch wie du so niedlich klein,
Im Lilienkelch zu Hause sein
Und deinen schönen Namen tragen;
Dann flög' ich, ohne was zu sagen,
Mit meinen kleinen Flügelein
Zum Himmel auf, und schnell hinein.



Geben ist feliger denn Nehmen.

„G rüß Gott, klein Anni, was ist dir heut
Denn widerfahren an Glück und Freud’?
Dein Krausfalköpfchen wie Sonnengold
So helle leuchtet und lieb und hold;
Deine Auglein glänzen und auch der Mund.
Mit wonnigem Lächeln tut es kund,
Daß etwas besonders Gutes dir
Heut ist begegnet. D sag es mir!“

„Weil ich wieder ein gutes Zeugnis hab’,
Großmütterchen mir einen Franken gab.“

„So, so, nun wirst du wohl eilig laufen
Und dir dafür was Süßes kaufen.“

„O nein, ich hab' vor vielen Wochen
Dem Negerlein es schon versprochen,
Daß ich den Heidenkinderlein
Mein erst verdientes Geld woll' weihn.“

„Ach laß doch die in ihrer Ruh'!
Die brauchen doch kein Geld; wozu?“

„O weißt du nicht, was Jesus spricht?
,Die Kindlein lass'et zu Mir kommen!'
Die weisen nur? — Das sagt Er nicht,
Hat alle an Sein Herz genommen.
So muß man Missionare drum
In alle Heidenländer senden,
Damit das Evangelium
Verkündet werde aller Enden.
Man muß es doch den Heiden gönnen,
Wenn sie auch selig werden können,
Dazu auch ihrem Sündenleben,
Dem schrecklichen, den Abschied geben.“

„Gott segne dich, Anni, mein liebes Kind,
O bleib du nur immer so gut gesinnt;
Nun aber recht flink zum Negerlein
Und wirf bei ihm deine Gabe ein.“



Heimkehr vom Ährenfeld.

Was hört man nur? Was kommt
daher
Mit Sang und Klang vom Felde her?
Es sind, mit reicher Beute
Beladen, kleine Leute.

Und immer näher kommen sie,
Und immer lauter singen sie:
„Ratet einmal, was bringen wir heim?
Ähren im Körbchen und müde Bein!“

Mit raschen Schritten groß und klein
Sie laufen über Stock und Stein.
Die Füßchen all sind nackte
Und gehn in festem Takte.

„Ratet einmal, was bringen wir heim?
Ähren im Körbchen und müde Bein!“
So lautet ihre Weise,
Und weiter geht die Reise.

Wie ist ersehnt die Abendstund',
Drum kündigt's auch der frohe Mund,
Drum glühn so rot die Wangen,
Und los die Zöpfchen hängen.

Den ganzen Tag im Sonnenschein,
Im Stoppelfeld die Hände klein
Sich mußten fleißig regen,
Zu sammeln ein den Segen.

Zur Mittagszeit, im Schatten kühl,
Ein Stücklein Brot, 's ist nicht zuviel;
Quellwasser hin und wieder
Erquickt die müden Glieder.

Nun ist der heiße Tag vollbracht,
Nun kommen sie noch heim vor Nacht,
Die Eltern schon von ferne,
Wie hören sie so gerne:

„Ratet einmal, was bringen wir heim?
Ähren im Körbchen und müde Bein!“
Schon ist der Tisch gedeck't,
Wie süß die Milch nun schmeck't!

Hernach am Brunnen vor dem Haus
Spült man noch schnell die Schüß-
lein aus.
Und nach dem Abendsegen
Darf man zur Ruh' sich legen.





Heimkehr vom Ährenfeld.

In Kreuzes Hut.

Wer sitzt denn da beim Kreuzesbild?
Ein weinend Kind allein,
Warum? Es kann's nicht sagen,
Ist ja noch viel zu klein.

Wir fassen's an den Händchen an
Und ziehen's in die Höh'
Und trocknen ihm die Tränen
Und küssen fort sein Weh.

Der Abend kommt, wir können es
Nicht lassen hier allein;
Geh, gib ihm deine Beeren,
Es wird wohl durstig sein.

Wir wollen langsam weitergehn,
Und holt uns niemand ein,
So nehmen's wir nach Hause,
Das wird das beste sein.

Doch hat's nicht lang gedauert,
Gab's einen Freudenschrei
Und kommt in großen Sprüngen
Der Bruder schon herbei.

Verloren hatt' er in dem Wald
Die Sichel neu und schön.
Da ließ, im Schuß des Kreuzes,
Das Kind er ruhig stehn.



In Kreuzes Hut.

Hosianna!

Wem winken sie mit Palmenzweigen,
Wem singen sie den holden Reigen,
Die Kinder von Jerusalem?
Wer zieht hinein zu ihren Thoren?
Wer ist es, den sie auserkoren?
Wem gilt der festliche Empfang?
Wen preist der helle Lobgesang?
Gilt's einem mächt'gen Königssohne,
Geziert mit schwerer, goldner Krone,
Geschmückt mit reichem Hermelin?
Tritt er daher auf stolzem Rosse,
Umgeben von der Ritter Trasse?
Erglänzt Rubin und Edelstein
An Schwert und Schild im Sonnenschein?
Seht, seht, da kommt Er hergeritten,
Der Held, in Seiner Jünger Mitten,
Ein Eselsfüllen reitet Er!
Von Prunk und Pracht ist nichts zu sehen,
Nur über Blumen läßt Ihn gehen
Das Volk, das vor Ihm her sie streut
Und Palmen seinem König beut.
Und „Hosianna!“ laut sie rufen,
Anbetend an des Tempels Stufen,
Die Kinder von Jerusalem.
Wir öffnen weit Dir unsre Tore
Und singen Dir in vollem Chore:
Gelobt sei, der da kommt vom Herrn!
Heil Dir, Du heller Morgenstern!



Hosianna!

Auf Samuels Heimgang.

D nein, das war kein Sterben,
Als Samuel entschlief,
Als ihn die Engel holten,
Als ihn der Heiland rief.
Kein Sterben, nur ein Lösen
Von Angst und Schmerz und Pein,
Ein Träumen und Entschweben
Ins Paradies hinein.

D nein, das war kein Sterben,
Du lieber Samuel;
Ob auch dein Leib verwelkte,
Errettet war die Seel'.
D selig Los, als Knospe
Du durftest schon entfliehn,
Um herrlich nun dort oben
Als Blume zu erblühen!

D nein, das war kein Sterben
In stiller Mitternacht,
Wo treu an deinem Bette
Hielt Elternlieb' die Wacht.
Wo dich zum letzten Schlummer
Die Lieben sangen ein,
Und dich von Schmerz und Kummer
Der Tod kam zu befreien.

D nein, das war kein Sterben;
Der Erdenleiden End',
Das Ruhn der betenden Lippen
Und der gefalt'ten Händ'.

Es war wie sanfte Stille
Auf sturmgepeitschte See,
Wie süßes Balsamträufeln
Auf heißes Schmerzensweh.

D nein, das war kein Sterben:
Auf Engelsflügeln zart
Das Seelchen, das erlöste,
Emporgetragen ward.
Und selig durft' es ziehen
Zum Perlethor hinein,
Wo die Erlösten stehen
Im goldnen Himmelschein.

D nein, das war kein Sterben,
Das ist die ew'ge Freud',
Nach Trauer und nach Tränen
Das Licht der Ewigkeit.
D wie wird Samuel staunen
Die Pracht des Himmels an
Und seinem Heiland danken,
Was Er an ihm getan!

Und zärtlich wird er küssen
Ihm die durchgrabne Hand,
Glückstrahlend vor Ihm stehen
In schimmerndem Gewand.
Ihm hat er ja gelitten
So lange, lange schon, —
Aus Liebe, darum trägt er
Nun auch des Lebens Kron'.

Samuel



Selig auf des Himmels Auen, Frei von Tränen, Schmerz und Leid,
Darf er nun im Lichte schauen Ew'ge Wonne, Lust und Freud'.

Samuel war das Kind eines deutschen Missionars, der schon im ersten Kriegsjahr China verlassen und mit seiner Frau und zwei kleinen Kindern in die Heimat zurückkehren mußte. Samuel war damals 2 $\frac{1}{2}$ und sein Brüderchen 1 Jahr alt. Er war ein sehr begabtes Kind, und sein Herzlein tat sich dem guten Hirten schon in frühester Kindheit weit auf. Er wußte, daß er Sein Schäflein sei und Ihn nicht betrüben durfte. Einer seiner kleinen Freunde bewog ihn einst, im Garten Stachelbeeren zu pflücken, was aber nicht erlaubt war. Dennoch ließ sich Samuel hierzu verleiten; aber zum Essen der großen roten, verlockenden Beeren konnte er sich nicht entschließen, alle gab er seinem Kameraden. In der Kleinkinderschule, die er besuchte, zeichnete er sich durch sein aufgewecktes Wesen und seine Freude an den biblischen Geschichten vor den andern Kindern aus. Er war gesund und stark und berechtigte seine Eltern zu den schönsten Hoffnungen auf die Zukunft. Aber Gottes Wege sind andre, höhere als die unsrigen. Die liebliche Knospe sollte durch tiefe Leiden zur Blüte gelangen, um den paradiesischen Gefilden zur besondern Zierde zu gereichen. Zu seinem siebten Ge-

burtstag, nachdem er 13 Monate lang krank gelegen hatte, wünschte er sich mit großer Sehnsucht, endlich gesund zu werden. Seinem Lämmlein hatte aber der Heiland etwas viel Besseres bereitet. Kurz nach dem Geburtstag, als die furchtbaren Leiden die Kräfte des kleinen Dulders erschöpft hatten, winkte Er den Engeln, daß sie ihn von diesem elenden Leben erlösen und auf ihren Armen hinaustragen sollten. O da war lauter Seligkeit, und vergessen alles Leid und alle Schmerzen. Wenig Kinder müssen einen solch bitteren Leidenskelch trinken wie der liebe Samuel. Oft wurde er so stark angeschwollen, daß er schreckliche Atemnot leiden mußte. Einmal war er genötigt, fünf Wochen lang Tag und Nacht auf dem gleichen Fleck in seinem Bettchen sitzend zuzubringen. Von Zeit zu Zeit hatte er offene, sehr schmerzhaft Wunden zu erdulden. Dieselben zu waschen und neu zu verbinden, verursachte ihm große Schmerzen. Da rang er denn seine Händchen und bat den lieben Heiland: „Mach doch, daß sie mir nichts tun.“ Stundenlang rief er einmal über das andre: „Mama, bete, bete; aber fest!“ Vom Sterben wollte er lange nichts hören. „Bei der Mama bleiben!“ hieß es

nur stets. Der Herr schenkte Seinem Kindlein auch immer wieder erträgliche Zeiten, wo es sich wieder ein wenig freuen durfte und neue Zuversicht gewinnen konnte. Da erhielt Samuel öfters liebe Besuche, die ihm allerlei Gutes mitbrachten. Davon tat er dann zum Aufheben auf die Seite, „denn wenn ich wieder gesund bin, schenkt mir doch niemand mehr was.“ Aber hergeben und mitteilen, besonders seinen kleinen Brüdern, tat er ebenfalls herzlich gern. Wenige Wochen vor seinem Tode erholte Samuel sich zusehends, und die armen, vielgeprüften Eltern begannen leise zu hoffen, daß sie vielleicht ihren Liebling doch noch hier behalten durften. Aber bald kam es anders, schlimmer. Die Leiden und Prüfungen setzten wieder ein, und endlich begann der kleine Dulder sich mit den Gedanken des Abscheidens und Heimgehens zu beschäftigen. Er bekannte aus freien Stücken seine kleinen Sünden, auch das Brechen der Stachelbeeren. Dann bat er seinen Heiland um Vergebung, und nun wurde er glücklich und ruhig. Alles, was seine Mutter aus dem Wort Gottes wußte von den himmlischen Wohnungen in der goldenen Stadt, mußte sie ihm immer wieder erzählen. Da erwachte

die Sehnsucht nach der ewigen Herrlichkeit. Ein kleiner Freund, der ihn besuchte, sagte zu ihm: „Samuel, du mußt sterben.“ „Das weiß ich,“ gab er zur Antwort, „und ich freue mich darauf, denn im Himmel habe ich keine Schmerzen mehr.“ Als schwere Leiden ihn aufs neue überfluteten, betete er mit solcher Kraft und Ueberzeugung, wie nur ein ausgereifter Christ beten kann. „Du hast ja gesagt, lieber Heiland,“ schloß er dann: „Rufe Mich an in der Not, so will Ich dich erretten. So hilf mir doch nun!“ Und endlich durfte die durchs Läuterungsfeuer gereinigte und bewährte Seele diesem elenden Leben entfliehen. Kurz vor dem Sterben mußte man ihm noch das wunderbare Geheimnis des Erlösungswerkes auseinandersetzen. Bis in dessen innerste Tiefen wollte er eindringen und das „Waschen mit Jesu Blut“ ganz und voll begreifen und annehmen. „Heute werde ich sterben,“ sagte er fröhlich und zuversichtlich am Morgen seines Todestages. Und wirklich, um Mitternacht war auch die letzte, schwere Arbeit vollbracht, der letzte Schmerz erlitten, der letzte Seufzer ausgehaucht. Friedlich schloß er ein an seines Heilands Herzen. Wohl ihm, nun hat er's gut!



Sommers letzte Rose.

Am Dornenbusch zittert
Im kalten Wind
Die letzte Rose,
Das zarte Kind.

Sie schauert leise,
Ihr wird so bang;
Die Schwestern starben
Schon lang, ach lang!

Die frohen Sänger,
Die Vögelein,
Sie flattern nicht mehr
Im Sonnenschein.

Aus ist's mit aller
Der Herrlichkeit;
Bald deckt die Erde
Ein weißes Kleid.

Da kommt ein Magdelein
Des Wegs daher,
Es sieht die Rose
Und freut sich sehr.

Es bricht sie zärtlich
Vom Dornbusch los,
Verbirgt sie liebend
In seinem Schoß.

„Du sollst nicht sterben
Im rauhen Wind,
Ich trag' dich lieber
Zu einem Kind.

Das hat nicht Blumen
Und keine Freud',
Ist krank und elend
Schon lange Zeit.

Wie werden leuchten
Die Augen sein,
Wenn ich ihm bringe
Ein Roselein!“

Der barmherzige Samariter.

Der Kanton Tessin hat zwar im ganzen ein mildes, südliches Klima. Allein der Winter bringt oft sehr ergiebige Regen und endlich auch mehr denn nur einmal starke Schneefälle. Dann sind die Armen in den Dörfern übel dran. Öfen haben sie sozusagen keine, jedenfalls nicht in den Schlafkammern. Wohnzimmer gibt es da auch nicht, man lebt und webt, ißt und trinkt, arbeitet und ruht in der Küche. Ein großer Kamin, auf dessen Steinplatte links und rechts je ein Sitzplatz mit Holzlehne steht, dient zum Kochen und sollte die Küche erwärmen. Dies tut er aber nicht. Nur die Reichen, die einen eigenen Wald besitzen, können sich eine solche Holzverschwendung leisten. Die Armen — und da nur die Bürger — lesen sich das ganze Jahr hindurch dürre Äste zusammen, die sie, so sparsam wie möglich, im Kamin verbrennen. Der kupferne Kessel, der an einer Kette hängt, kocht dann pflichtschuldigt die Winestra, die das ganze Abendessen für die Familie bildet. Sobald das Wasser brodelt, werden kleingeschnittene Gemüse, eine Handvoll Reis und Makaroni hineingeworfen, sowie gehackter durrer Speck, wenn man nämlich welchen hat. Das Mittagessen der Armen besteht stets aus Polenta, also Maisbrei, mit oder ohne Käsebeimischung. Der Küchenboden ist meist aus Zement, aber selten neu und glatt; in ganz alten Häusern aus Granitplatten, aber derart zerschlagen und zerstückelt, daß überall der Erdboden zum Vorschein kommt. Die Farbe ist schwarz und schmutzig, und das Rein-

halten eine Unmöglichkeit. Zu dem über der Küche liegenden Schlafraum gelangt man meist nur vom Hof aus mittelst einer kleinen Steintreppe. Die Tessiner Wohnungen der armen Leute kann man zur Winterszeit nur mit „frostig und ungemütlich“ bezeichnen. Aber das Bölllein mit dem leichten italienischen Temperament kann sich in alles schicken, klagt nicht und bittelt nicht, ob es leidet, friert oder hungert. Der Sommer heilt alle Wunden und trocknet alle Tränen, und die paar Wintermonate drückt man sich durch, so gut es geht, und träumt von Frühlingswonne und lauen Winden, vom warmen Sonnenschein und blumigen Wiesen.

„Der barmherzige Samariter,“ von dem ich erzählen will, war ein junger Deutschschweizer. Er wohnte mit seiner Familie in einem freundlichen Dorf am Lago Maggiore. Eines Tages führte ihn der Weg durch die engen Tessiner Gäßchen, deren holperiges Pflaster aus runden Steinen besteht. Wenige Tage vorher war Schnee gefallen, der aber nur noch den Häusern entlang liegengeblieben war. Vor einer kleinen geschwärzten, mit Steindach bedeckten Hütte sah er ein Mädchen stehen, leise weinend. Es lehnte an der Mauer, die nackten Füße abwechselnd in den Schnee steckend. Der junge Mann blieb stehen, faßte das arme Kind am Arm und fragte, warum es denn im Schnee stehe. Aufs neue flossen die Tränen, und erst auf wiederholte, liebevolle Fragen kam endlich die Antwort: „Wegen den Frostbeulen.“ — „Aber die werden ja noch schlimmer,

wenn du die Füße so erkältest! Warum gehst du nicht in die warme Küche hinein?" „Haben kein Feuer; Mutter wäscht am See, und Vater ist in den Wald, Reiser suchen.“ „Aber in der Küche ist es doch trocken und jedenfalls wärmer als im Schnee. Komm, komm doch hinein!“ „Aber dann brennen mich die Füße so arg, wenn sie warm werden!“ „So komm und laß doch wenigstens sehen, ob ich dir nicht helfen kann.“ Widerstrebend gehorchte das Mädchen. In der Küche kauerten zwei weitere Kinder, die Schwestern. „Was tut ihr denn alle drei daheim? Habt ihr keine Schule?“ „Doch, aber keine Schuhe.“ „O weh, das ist schlimm!“ „Und auch Frostbeulen,“ ergänzte ein kleines, etwa sechsjähriges Dirnlein mit dunkelm Gesichtchen und schwarzem Krauselhaar. „Ihr armen Kinder, nun zeigt mir eure Füßchen!“ Ja, die sahen allerdings schlimm aus, die Zehen blau und rot und arg geschwollen und an vielen Stellen aufgebrochen. „Das ist ja schrecklich, das kann man ja nicht so gehen lassen. Wartet einen Augenblick, ich will nach Hause gehen und eine weiche Salbe und reine Leinwand holen, um euch zu verbinden. Gleich bin ich wieder da.“ Und fort rannte er.

In Eile erzählte er Mutter und Schwestern, was er gesehen, und diese suchten eifrig abgetragene Strümpfe und Schuhe zusammen und machten

einen großen Pack daraus. Auch ein Brot fügte die Mutter bei: „Gewiß werden sie hungrig sein,“ meinte sie ganz richtig. Als der „Samariter“ bei den Kindern anlangte, da saßen sie an der offenen Tür, die nackten Füße alle sechs in einer Reihe auf den schwarzen, feuchten Steinfließen! Nun ging das Verbinden an. O wie war die Salbe so kühl, wie linderte sie die Schmerzen! Und wie wohl tat es, die armen, sorgfältig verbundenen Füße in weiche, weite Pantöffeln stecken zu können! Und dann ein großes Stück Brot in die leeren, blauen Hände zu bekommen! Wie strahlten die eben noch so trübseligen Gesichtchen, wie dankbar schauten sie ihren freundlichen Helfer an!

„Heut' abend komm' ich wieder,“ sagte er beim Fortgehen, „rührt nicht an den Verbänden; ich werde von nun an jeden Tag zweimal kommen und sie erneuern, bis eure Füße heil sind.“ „Grazie!“ ertönte es aus drei dankbaren Kehlen hinter ihm drein.

Die armen Kinder, die kalte und leere Küche, das ganze Elend dieser Familie ging „dem barmherzigen Samariter“ so nahe, daß er alle seine Bekannten mit seinem Mitleid ansteckte. Kleider, Kartoffeln, Reis und andres mehr wurde für die Armen gesteuert, und als die Frostbeulen der Kinder geheilt waren, konnten sie mit warmer Fußbekleidung auch die Schule wieder besuchen.

D folget nicht des Priesters Schritten
Und auch nicht denen des Leviten,
Schaut euch nach allen Seiten um,
Ob nicht an einer Wegescheide
Ein Armer halbverschmachtet leide,
So wie im Evangelium

Dem Samariter ging zu Herzen
Des Wundgeschlagenen Qual und Schmerzen.

Wie rühmt der Heiland sein Erbarmen?
„Boll Mitleid hob er auf den Armen,



Und als er sah, wie er zerschunden,
 Wusch er mit Wein ihm aus die Wunden,
 Und ihm zu stillen Schmerz und Weinen,
 zog er hervor ein reines Leinen,
 Das tränk' er durch mit weichem Öle
 Und legt's auf jede kranke Stelle.
 Mit zarter Hand verbindet er,
 Was aufgerissen und zerschlagen;
 Der Augen stumme Schmerzensklagen,
 Sie bringen ihm zu Herzen sehr.

Mit großer Mühe ladet drauf
 Dem Maulthier er den Armen auf,
 Geht nebenher und führet ihn
 Zu einer guten Herberg' hin.
 Er zahlt dem Wirte ohne Reu'

Zum voraus, was zur Pflege treu
 Dem Kranken irgend nötig wäre
 Und Heilung ihm recht bald gewähre.“

Und weiter spricht des Heilands Mund,
 Zu tun uns Seine Liebe kund:
 „Was jemals Gutes ihr getan,
 Wo immer herzlich's Erbarmen
 Ihr habt erzeigt einem Armen,
 Als Meinem Bruder, — seh' Ich an,
 Als hättet ihr an Mich gedacht,
 Das Liebesopfer Mir gebracht.
 Wär' auch gering und klein die Gabe,
 Aus einem Becher nur die Labe
 Von kaltem Wasser hier auf Erden,
 Soll droben euch vergolten werden.“



Christnacht.

Ich seh' ein Licht-
lein schimmern,
's kommt überm
Schnee daher,
Seh's hüpfen, tanzen,
flimmern,
Als ob's ein Irrwisch
wär'.

„Wohin, du kleines
Wichtchen,
Sag an, willst du
denn gehn?
Du winkend, blinkend
Lichtchen,
Wann bleibst du end-
lich stehn?“

„Ich such' nach Kran-
ken, Armen
In dunkeln Kämmer-
lein,
Sie sind's, die mich
erbarmen,
Und die ich möcht'
erfreun.“

Und weiter ist's gegangen;
In einer Hütte klein,
Wo Kinderstimmen klangen,
Da kehrt' es endlich ein.

Ich geh' ihm nach und stelle
Mich an das Fensterlein;
Der dunkle Raum wird helle,
Sobald es schwebt hinein.

Nun breitet aus die Spenden
Das Mägdlein fromm und klug,
Das in den lieben Händen
Das kleine Lichtlein trug.

Es stellt mit frohen Mienen
Ein winzig Lännchen auf.
Bald leuchten in dem grünen
Gezweig die Kerzlein drauf.

Dann tut's ein Körbchen leeren,
Die armen Kinderlein
Zum Christfest zu bescheren,
Mit Gaben zu erfreun.

Es legt die warmen Hüllen,
Das duftig weiße Brot,

Den Hunger mit zu stillen,
Zu Äpfeln gelb und rot.

Der Mutter auch gedachte
Es freundlich noch dabei,
Ein Päckchen es ihr brachte,
Ganz schwer von Spezerei.

Mit Freudentränen füllen
Sich ihre Augen nun.
„Kamst, unsre Not zu stillen,
Gott segne dir dein Tun!“

Und heller als die Lichter
Am kleinen Tannenbaum
Der Kinder Angesichter
Leuchten im dunkeln Raum.

„Sagt, Kinder, könnt ihr singen?“
Das Mägdlein fragt am End'.
„Kommt, laßt ein Lied erklingen
Und faltet eure Händ'.

Ein Lied Dem, der erschienen
Heut in der heil'gen Nacht,
Der uns durch Sein Versöhnen
Hat reich und froh gemacht.“





Weihnachtsstimmung.

Wie traulich ist's im Zimmer
 Beim hellen Lampenschimmer,
 Wenn an den Läden rüttelt
 Der Schneesturm und sie schüttelt.

Dann loben unsre Kinder
 Den harten Mann, den Winter.

Bringt er doch mit das Beste,
 Das schönste aller Feste.

Und läßt schon jetzt sie träumen
 Von grünen Weihnachtsbäumen,
 Von flimmernd hellen Kerzen, —
 Das macht so froh die Herzen.

Sie tuscheln, und sie wagen
Sich laut und leis zu fragen:
„Was wird uns wohl das Christkindlein,
Wenn wir recht gut und artig sein,
Auch dieses Jahr bescheren?“

„Ich wünsch' mir eine Puppe!“
Ruft keck klein Tildchen aus;
„Mit einem weißen Kleide,
Den Gurt aus blauer Seide,
Die trag' ich auf die Straß' hinaus.“

Nun gleitet Rosmariechen
Herab vom Stuhl behend
Und schüttelt die blonden Locken
Und klatscht vergnügt in die Händ'.

„Und ich, es ist ganz prächtig,
Was ich mir ausgedacht,
Und als ich's Mütterchen sagte,
Da hat es still gelacht!

Ich freu' mich, o ich freu' mich!
Nichts sonst begehrt' ich mehr
Als eine Puppenstube,
Die wünsch' ich mir so sehr.

Aus rotem Samt ein Sofa
Und Stühlchen winzig klein
Und in den weißen Bettchen
Die Puppenkinderlein.

Und oben drauf ein Dächlein,
Das wünsch' ich auch noch mir,
Und Läden zum Verschließen
Und eine richt'ge Tür.“

„Mit deiner Puppenstube,
So sei doch einmal still,
Damit auch ich kann sagen,
Was ich zur Weihnacht will.

Soldat möcht' ich ja werden,
Das ist mein höchstes Ziel,“
Spricht Bruder Emil wichtig,
„Doch dazu braucht es viel.

Vor allem eine Flinte,
Damit man schießen kann,
Und einen Ledergürtel
Mit einem Säbel dran.

Dann eine laute Trompete,
Und auch mein Schaukelpferd
Mit einem neuen Sattel,
Das hab' ich längst begehrt.“

Die große Schwester spricht:

„Nun aber schweigst du stille,
Mein tapftrer Heldensohn.
Klein Roland hat auch Wünsche
Und wartet lange schon.“

Roland:

„Vor allen andern Gaben,
Möcht' eine Arche ich haben
Mit vielen, vielen Tierlein drin,
Die stell' ich schön in Reihen hin,
Und Noah auch und seine Frau
Und Tauben, Hühner und ein Pfau,
Dann wünsch' ich mir dazu gerade
Noch viele gute Schokolade.“

Die große Schwester lacht und spricht:
„Du kleiner Wicht!“
Und nimmt ihn auf den Arm geschwind
Und herzt und küßt das liebe Kind.

„Nun ja, an Wünschen und Begehren
Fehlt's bei euch nicht. Doch was be-
scheren
Denn wir den lieben Eltern beid'
In dieser schönen Weihnachtszeit?“

Stumm steht die wünschereiche Schar
Und denkt beschämt, es ist schon wahr,
Man darf nicht nur ans „Nehmen“
denken,
Sollt' auch den Eltern etwas schenken.

„Ich hab's!“ ruft Emil, „jeder soll
Ganz selber etwas machen,
So gut er kann; das hat mehr Wert
Als eingekaufte Sachen.“

Ich male auf ein Blatt Papier
Dem Väterchen Soldaten,
Wie sie im Schützengraben stehn
Und die Gewehre laden.“

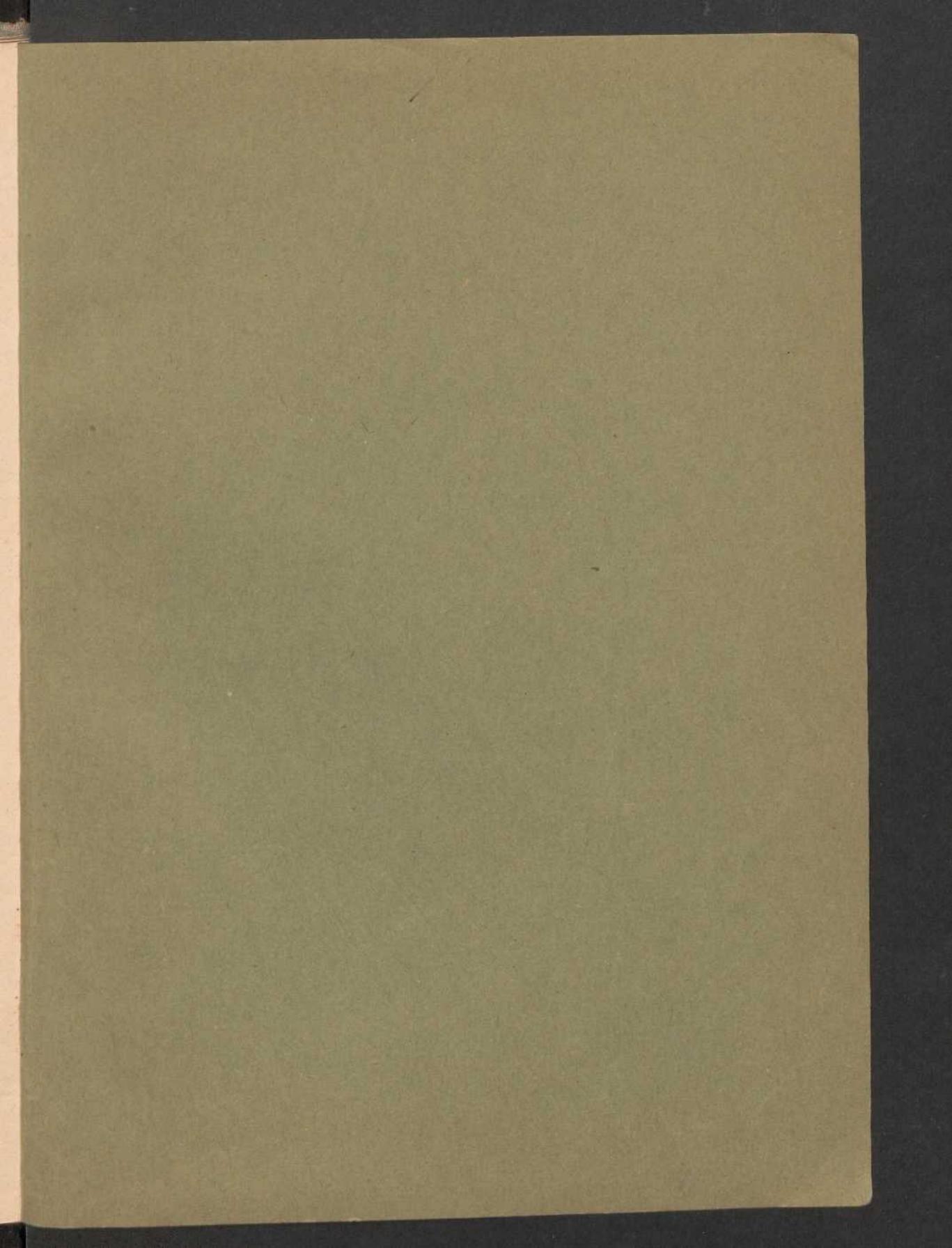
„Und ich und ich,“ ruft Rosmarie
Und trippelt mit den Füßen,
„Ich stiek' dem lieben Mütterlein
Ein neues Nadelkissen.“

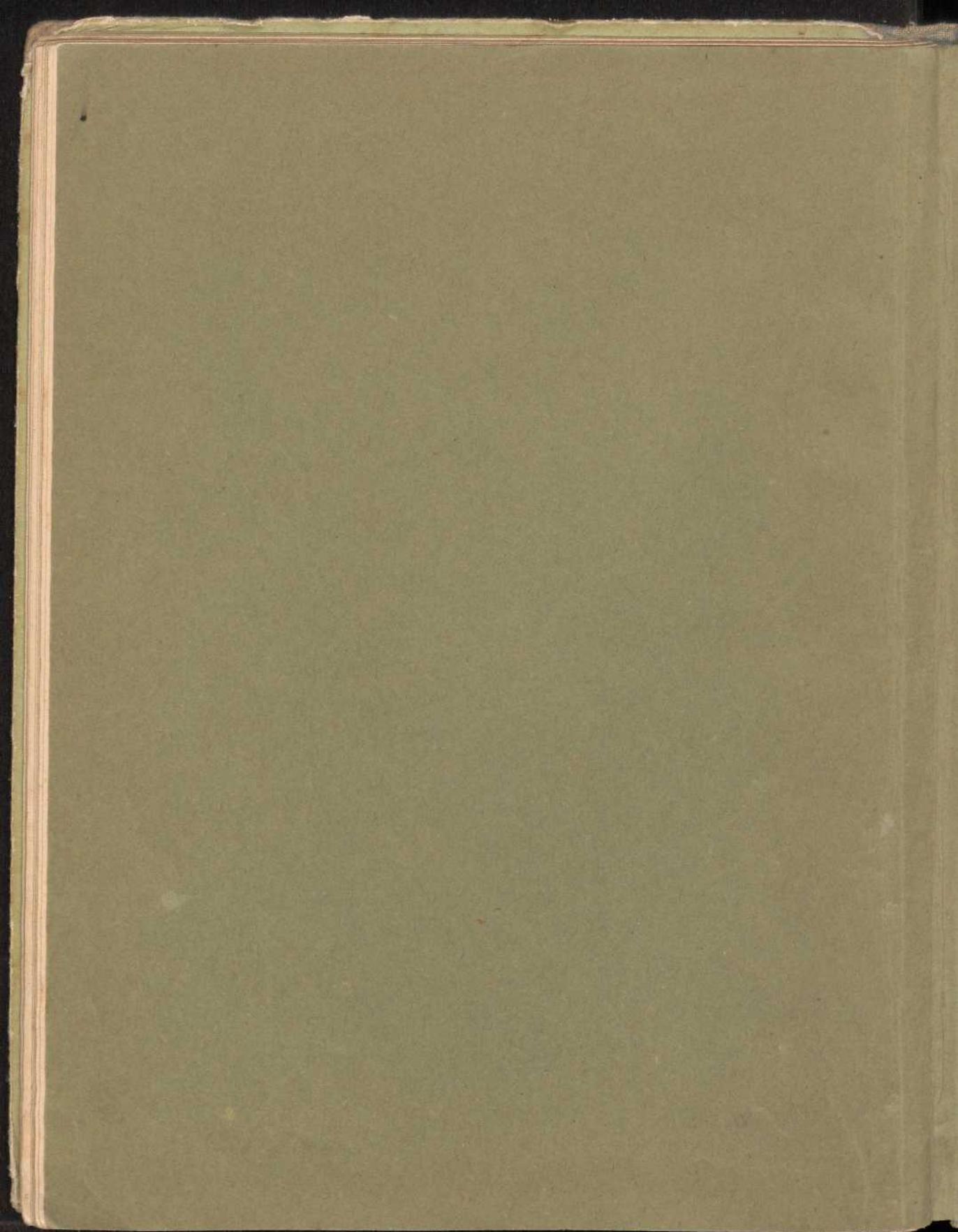
Doch Tilde zieht das Mäulchen schief
Und fängt gleich an zu weinen:
„Wenn man noch gar nichts machen
kann,
Was schenken dann wir Kleinen?“

Sie sieht die große Schwester hilflos an,
Doch die, wie immer, helfen, raten kann.
„Kein Kind, mein liebes Tildchen, ist
zu klein,
Die lieben guten Eltern zu erfreun.“

Ich will euch Liedchen lehren schön zu
singen,
Vom Christkind und den heil'gen
Engelien,
Wie lieblich wird das unterm Christ-
baum klingen,
Wie glücklich werden dann die Eltern sein,
Und alle, alle stimmen dann mit ein,
Das wird ein großer Weihnachtsjubiläum
sein!“







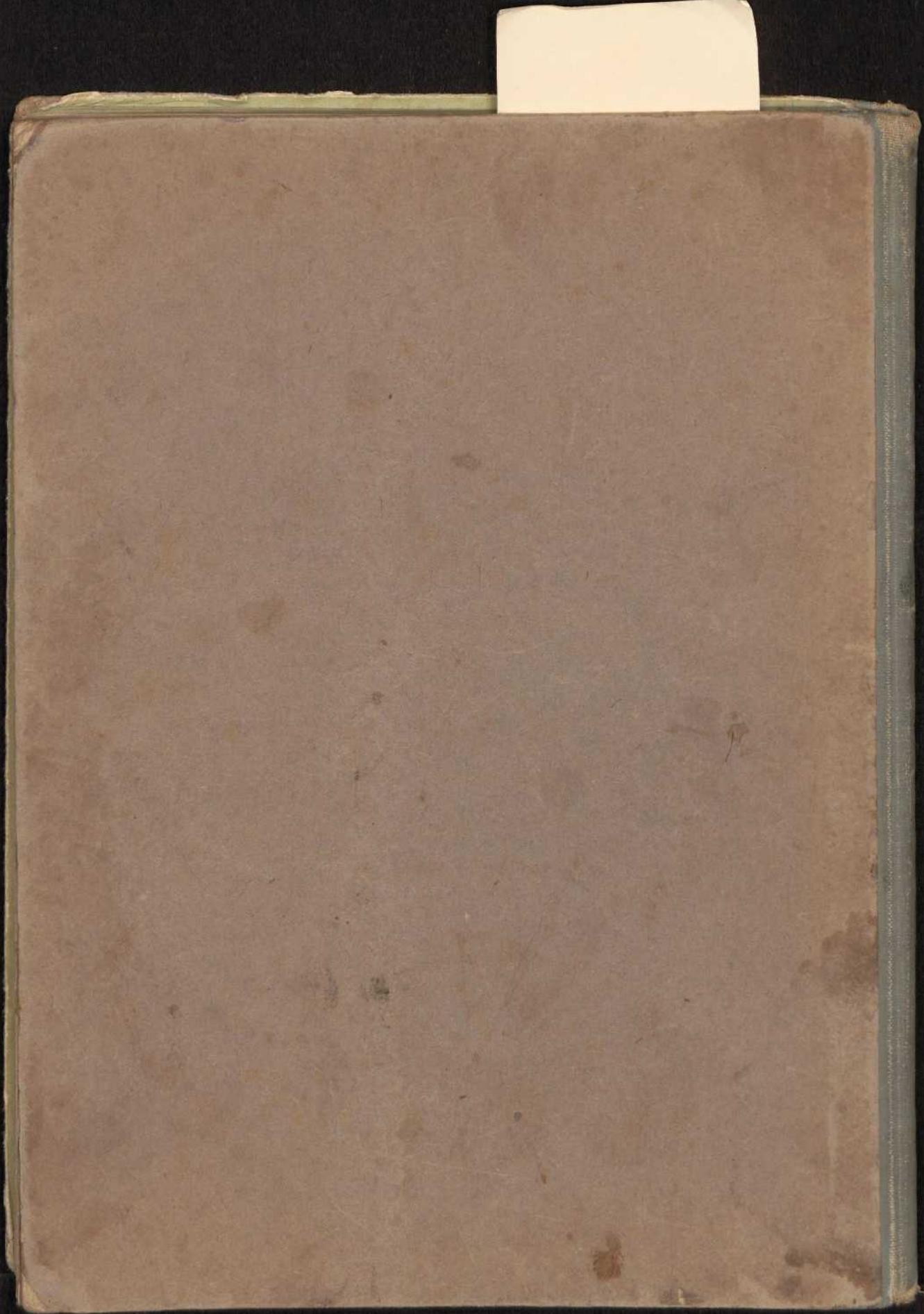
H/M 30 125

Internationale Jugendbibliothek



047002203797

AB 06 /
1488



Himmels-
Schlüsselchen



für liebe

Kinderhände.

Dinglingen (Baden)
Verlag der St. Johannis-Druckerei.



Nr. 2707.

